

Markus Brunner, Julia König, Jan Lohl, Nora Ruck, Marc Schwietring & Sebastian Winter:

„Talkin' 'bout my generation“

Reflexionen auf das Politische in der psychoanalytischen Sozialpsychologie

Erschienen in: Werkblatt 73 (31. Jahrgang, 2/2014), S. 323-331.

Als wir darüber nachdachten, womit wir uns in dem Text „Psychoanalyse und Politik oder: Was ist das Politische an der psychoanalytischen Sozialpsychologie?“, den wir dem Werkblatt Anfang des Jahres für den Jubiläumsband versprochen hatten, beschäftigen wollen, schien zuerst naheliegend, uns im Kontext der „klassischen“ Debatten - über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik, von Theorie und Praxis, von Psychologie und Soziologie bzw. Psychoanalyse und kritischer Gesellschaftstheorie - zu positionieren. Ein Manifest über die so notwendige wie schwierige Vermittlung des subversiven Potentials der Psychoanalyse und der Kritik gesellschaftlicher Strukturen hätte uns gefallen, ebenso wie die Kritik der Kluft zwischen radikaler Gesellschaftskritik und politischer Praxis und zudem eine (Neu)Begründung der Notwendigkeit einer auf gesellschaftspolitische Fragen wie soziale Bewegungen bezogenen kritischen Wissenschaft. Gerade die Frage nach der „richtigen“ Praxis (im Falschen) treibt uns um - als junge Wissenschaftler_innen, als Lehrende, als politisch Engagierte, als Supervisor_innen und/oder therapeutisch Tätige. Gesellschaftskritik soll nicht einfach Theorie bleiben, sondern praktisch Eingreifendes werden, soll es doch darum gehen, das Falsche, „dies Bestehende umzustürzen“ (Marx/Engels 1846, S. 42).

Der psychoanalytische Blick, der das gesellschaftliche Elend „vom Seelenende her“ (Freud 1986, S. 294) betrachtet, scheint in diesem Zusammenhang verheißungsvoll und trügerisch zugleich: Verheißungsvoll, weil von der subjektiven Seite aus Veränderung möglich wird, gerade wenn wir auf die klinische Praxis blicken, aus der die psychoanalytische Theorie und Haltung erwuchs: Im psychoanalytischen „Junktum von Forschen und Heilen“ ist punktuell eine geglückte Theorie-Praxis-Vermittlung angelegt. Durch die Analyse der Konflikte kann neurotisches Elend gelindert, können leidvolle Beziehungen und Konstellationen aufgeklärt und institutionelle Strukturen verändert werden. Trügerisch ist dieser Blick aber, wenn die gesamtgesellschaftlichen Bedingungen für das gemeine Unglück unsichtbar werden und darüber weitgehend unangetastet bleiben. Die individuelle Praxis, die soziologisch gesprochen stets auf einer Mikro- und Mesoebene verortet ist, kann der radikalen Gesellschaftskritik, der sich die psychoanalytische Sozialpsychologie als Teil des Projekts „Kritische Theorie“ verschrieben hat, insofern notwendig nie genügen. „Systematisch verstümmelte Praxis“ (Lorenzer 1971, S. 52) steht dem entgegen, was eine adäquate Verwirklichung erst fände in einer radikalen Kritik, welche der messianisch aufgeladene Begriff der „Revolution“ verspricht.

Konfrontiert mit dem Gefühl des Scheiterns richtete sich der Fokus unserer Diskussion immer mehr auf Ohnmachtsgefühle, eigene Enttäuschungen und Suchbewegungen. Die Stärke der Psychoanalyse

und der psychoanalytischen Sozialpsychologie – und sicher ein wichtiges Moment ihres politischen Potentials – ist es, dass sie einen Blick zurück auf uns selbst und unsere sozialen Rollen erlaubt (als Wissenschaftler_innen, Aktivist_innen, Therapeut_innen...), ja diesen sogar fordert. Auch wenn diesen Blick viele Texte der psychoanalytischen Sozialpsychologie vermissen lassen (unsere eigenen davon nicht ausgeschlossen), so finden wir ihn doch als zentrale Perspektive etwa bei Peter Brückner, in der Ethnopsychanalyse, in vielen Debatten über das Verhältnis von Psychoanalyse und qualitativer Sozialforschung und in der Arbeit der Praktiker_innen, Analytiker_innen und Supervisor_innen selbst. Nicht nur auf die Enttäuschungen darüber, dass die Praxis *in* diesen Verhältnissen notwendig der radikalen Kritik an ihnen hinterherhinkt, kamen wir zu sprechen, sondern auch auf einen gespürten eigenen Praxisverlust: Ein Unbehagen über das, was wir halb im Scherz und halb im Ernst und in Sorge unsere „Verbürgerlichung“ nennen: die Etablierung im regulären Wissenschafts- und Arbeitsbetrieb und damit die Veränderung unserer sozialen Position in diesem Betrieb und innerhalb der politischen Bewegungen, denen wir uns zugehörig fühlten und fühlen – gerade angesichts und in Auseinandersetzung und Zusammenarbeit mit einer nachwachsenden Generation von politisch engagierten Studierenden und politisch aktiven Praktiker_innen. Im Rückblick erscheint uns unsere Zuwendung zur (politisch verstandenen, Kritischen) *Theorie* als Versuch, uns auch wissenschaftlich mit den Fragen zu beschäftigen, die uns in unserer politischen Praxis umtrieben; durchaus auch im Hinblick auf die Gefahr, dass politische Aktionen unreflektiert allzu leicht in blinden Aktivismus kippen können. Zur Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse führte uns als materiellen Sorgen gegenüber relativ (!) fremde Adoleszenz ein eher „künstlerkritischer“ (vgl. Boltanski/Chiapello 1999), auf die Befreiung des Individuums von verinnerlichten gesellschaftlichen Normen gerichteter Impuls. Dabei trieben bei einigen von uns durchaus Schwärmereien für das „Echte“ und „Unmittelbare“ zum psychoanalytischen Denken; diese wurden jedoch auch schon bald im dialektischen Denken von Psychoanalyse und Kritischer Theorie wieder radikal infrage gestellt.

In der Spannung zwischen Triebimpuls und kritischer Reflexion ist ein Moment des Politischen an der Politischen Psychologie angesiedelt. Sie will sich weder mit der bestehenden Realität noch mit dem Ausblick auf die „verstellte Praxis“ (vgl. Adorno 1967, S. 243) zufriedengeben – und hat damit auch ein manisches, die Übermacht der Verhältnisse verleugnendes Moment: Ein Zug Unvernunft ist Movens der politisch-psychologischen Vernunft. Der akademische Betrieb wie die zunehmende „Verbürgerlichung“ unserer Lebensstile scheinen dagegen gerade dieses Moment der Unvernunft zu kappen. Erstens fühlen wir uns als selbstunternehmerische Subjekte an der individualisierten, von Arbeitsüberlastung, Drittmittellorientierung und Konkurrenzverhältnissen durchzogenen Universität gefangen in einer kalkulierenden und auf Zeitökonomie bedachten Rationalität. Zweitens ist diese Anpassung nicht nur eine oberflächliche: Wo wir gegenüber den älteren, arrivierten Generationen psychoanalytischer Sozialpsycholog_innen noch unsere jugendliche Aufbruchshaltung einnehmen können und genießen (vgl. kritisch dazu Brunner et al. 2012), stehen wir jetzt auch als Lehrende und

damit Vertreter_innen der Institutionen und mit der „Verbürgerlichung“ ringende, d.h. auch die eigenen diesbezüglichen Wünsche reflektieren Müssende auf der anderen Seite der realitätsschaffenden Macht. So sehr die Anpassung der „Karrierist_innen“ verpönt ist, so merken wir doch in der Auseinandersetzung mit politisierten Studierenden, dass wir zu ihren Gruppierungen nicht mehr dazu gehören.

In unserem Gespräch versuchten wir, die generationelle Dynamik zwischen uns und den engagierten Studierenden begrifflich zu fassen. Einige von uns beschrieben unsere Entwicklung als den Wandel „von den älteren Geschwistern“ der jüngeren Studierenden hin zu deren „Eltern“. Diese Phantasie und einige mit ihr verbundene, in früheren Versionen des vorliegenden Textes ausgeführte Assoziationen über den Verlust jugendlicher Omnipotenzphantasien und den Wunsch, an diesen irgendwie wieder – und sei es nur als fördernde LehrerInnen – imaginär teilzuhaben, führten aber bald zu Konflikten in unserem AutorInnenteam. Es wurde einerseits kritisiert, dass sich in den Ausführungen ein „Platzhirschgebaren“ breit mache und dass wir die Studierenden als klein und naiv darstellen. Andererseits zeige sich in der Phantasie und im Ausstellen von auch intimen Gefühlslagen die Problematik des psychologisierenden psychoanalytischen Blicks, der aus politischen und institutionellen Dynamiken familiäre machen wolle. Dem wurde durchaus gekränkt entgegen gehalten, dass in dieser Kritik nicht nur Phantasien abgewertet würden, sondern sich die psychoanalytischen Sozialpsychologie auch etwas verschneide, wenn sie über diese Phantasien nichts hören wolle. Irritiert über diese Emotionen und Konflikte versuchten wir, unsere Phantasie, zu Eltern unserer Studierenden geworden zu sein, und den Streit, den sie auslöste, psychoanalytisch besser zu verstehen.

Auch wenn solche Familien-Metaphern auf der Ebene der Analyse von Übertragungsdynamiken Sinn machen, zeigt unser Konflikt an, dass es bei dieser spontanen „Deutung“ unseres Verhältnisses zu den Studierenden um mehr und anderes geht. Dies wollen wir im Folgenden genauer ausführen.

Der Wunsch, die Studierenden zu unseren Kindern zu machen und uns als generative Eltern zu imaginieren, drückt unsere ambivalente Verstrickung in die Institution Universität aus: Einerseits kritisieren wir die Universität als eine Instanz gesellschaftlicher Disziplinierung und Ort der Produktion von Humankapital, andererseits wollen wir sie aber doch als einen wichtigen Ort der Vermittlung auch kritischen Denkens nicht aufgeben. Emotional verhandelt der Wunsch v.a. unsere narzisstische Verstrickung in diese Institution und unsere Ängste in ihr: *Einerseits* sind wir Teil der Institution: Wir profitieren von dem gesellschaftlichen System, das wir verändern wollen, materiell, emotional, auf der Ebene der Anerkennung und über Deutungshoheit. Zudem haben wir längst an der Subjektproduktion, an der Selektion von Lebensentwicklungsmöglichkeiten, der Produktion sozialer Ungleichheit und der massiven Regulierung von Lebensentwürfen der Studierenden teil. Demgegenüber die Beziehungen zu den Studierenden zu familialisieren und die emotionale und versorgende Qualität der Bindungen zu ihnen zu betonen, ist wohl (bereits) Teil einer institutionalisierten Abwehr, die die Universität selbst bereitstellt.

Die Abwehr der Erkenntnis, dass wir wohl weit mehr an der disziplinierenden Macht der Institution und ihrem symbolischen Kapital teilhaben, wird aber *andererseits* noch verstärkt durch die ständige Angst, diese Macht wieder zu verlieren. Denn innerhalb des akademischen Betriebs selbst haben wir momentan einen der unsichersten Plätze inne: Die mit sozialer Anerkennung verbundenen Positionen eines Universitäts-Diplomierten/M.A. bzw. Promovierenden liegt bei den meisten von uns hinter uns, auf die angestrebte Stellung, eine_r Professor_in aber können wir nur hoffen. Die Zugehörigkeit zum „Mittelbau“ ist wohl die am schwersten zu haltende Position des Betriebs – und die Konkurrenz innerhalb dieses Feldes um die raren langfristigen Stellen groß. Unser „Platzhirschgebaren“, das das Feld gegen die „Jungen“ wie die „Alten“ absteckt, die imaginäre Einnahme einer gewährenden Eltern-Haltung, unsere Idee, hier ein bahnbrechendes Manifest schreiben zu müssen wie auch der Fakt, dass wir uns in der Phantasie auch älter machen als wir sind, sind Teil der (nicht zuletzt auch vergeschlechtlichten) institutionalisierten Angst-Abwehr an der Universität: Die eigene prekäre Situation als Post-Doc wird genutzt zum habituellen Einüben eines Professor_innenstatus, den wir nicht haben. Zugleich zeigten sich in dem Konflikt innerhalb des AutorInnen-Teams die sozial verpönten Aggressionen, die die Universität mit produziert.

Diese Aggressionen sind Teil der institutionell produzierten Konkurrenz, die in unserer Phantasie zentral verhandelt wird: Nicht mehr Geschwister der Studierenden zu sein, sondern in die Position der Eltern „aufzusteigen“, bedeutet auch, nicht mehr mit ihnen rivalisieren zu müssen, sondern selbst diejenigen zu sein, um deren Aufmerksamkeit gebuhlt wird (wobei ausgeblendet wird, dass natürlich auch Eltern miteinander um die Aufmerksamkeit ringen). In zweifacher Weise wird so die gesellschaftliche Realität der Konkurrenz nicht bewusst wahrgenommen. Erstens wird die Angst, die Studierenden könnten uns überflügeln gebannt, indem wir sie als klein, naiv und als auf uns angewiesen imaginieren, eine Phantasie, die noch durch die romantisierend-verniedlichende Rückprojektion, nach der wir selbst einmal so gewesen seien, gestützt wird. Zweitens stehen aber auch wir Autor_innen dieses Textes in unseren prekären Situationen objektiv und subjektiv miteinander in Konkurrenz um Jobs, Anerkennung und Sichtbarkeit. Wahrscheinlich ist die Verleugnung dieser gesellschaftlichen Konkurrenz und die Abwehr der mit ihr verbundenen Aggressionen notwendig, um einen sicheren Raum zu schaffen, in dem wir gut zusammen arbeiten und enge Freundschaften aufrecht erhalten können, die in der Logik des Betriebs eigentlich keinen Platz haben. Die Omnipotenzphantasien, die der akademische Betrieb mit seinem Rivalität schürenden Gratifikationssystem für die beste Selbstvermarktung fördert und fordert, und die zugleich die in diesem System aufkommenden Versagensängste kompensieren, werden über das Bild der Studierenden als naive Revoluzzer_innen projektiv abgewehrt und bedrohen unsere peer-group nicht mehr.

Die Sorge um die eigene „Verbürgerlichung“ macht in diesem Zusammenhang einerseits unsichtbar, dass sich die imaginierte revolutionäre Jugendlichkeit vielleicht viel kontinuierlicher als gedacht in eine bürgerliche Biographie fügt. Andererseits scheinen die politischen Entscheidungen im aktuellen

Unialltag dann eben dieser quasi notwendigen „Verbürgerlichung“ geschuldet zu sein: Dies kann bedeuten, dass das eigene Handeln im Unialltag keiner politischen Rechtfertigung und nicht mehr - „wie früher“ - der scharfen Kritik oder der „bestimmten Negation“ bedürften.

Im Klagen über den Verlust der sich in Revolutionsstimmung manifestierenden jugendlichen Omnipotenzphantasien, die wir als Studierende angeblich noch gehabt hätten und die wir nun den politisch engagierten Studierenden zuschreiben, steckt die (Rück-)Projektion eben dieser Größenphantasien und Aggressionen, die es uns überhaupt ermöglichen, es in diesem Betrieb irgendwie auszuhalten und über eine Zukunft in einem destruktiven System nachzudenken. Dabei wird auch die das Politische stets durchziehende Spannung zwischen neurotischen Impulsen und kritischer Reflexion aufgespalten: Zum einen wird unser eigener neurotischer oder narzisstischer Anteil abgewehrt; zum anderen werden in der Vorstellung, die „jugendlichen“ Studierenden könnten im „Kulturschutzpark“ Universität (Brückner 1970, S. 40) noch unambivalent narzisstische Phantasien leben, deren Ängste, Unsicherheiten und Kämpfe, die sie in der mächtigen Institution und aufgrund ihren symbolischen Riten haben, verleugnet. Ausgeblendet wird auch, dass die Studierenden engagierte und mitunter erfolgreiche Protestformen gegen dieses System errichten: Sie sind erwachsene Menschen, die wissen was sie tun und von uns vor allem einen Leistungsnachweis brauchen. Verloren geht in dieser Phantasie schließlich die Möglichkeit von Solidarität und die Chance, auf die sozialen Gelingensbedingungen von Solidarität von unterschiedlichen sozialen Positionen Einfluss zu nehmen.

In der Aufspaltung wird somit geleugnet, dass wir selbst gar nicht einfach und zwangsläufig in der ernüchternden und entpolitisierenden „Verbürgerlichung“ angekommen sind (und uns damit begnügen (können), als „Helfer_innen“ die Politisierung der Studierenden zu fördern), sondern dass eben dieses Konstrukt der „Verbürgerlichung“ als teleologische Figur selbst Entscheidendes verdeckt: Dass es eben keine Notwendigkeit gibt, den aktuellen (Lohn)Arbeitsalltag als weniger politisch relevant zu begreifen. Dass die imaginiert revolutionäre Adoleszenz nicht notwendig durch den Rausch naiver Omnipotenzphantasien gekennzeichnet war, dass diese Zuschreibung vielmehr als Rückprojektionen erkennbar wird, und dass das politische Anliegen einer solidarischen, besseren Gesellschaft für alle deswegen auch nicht zum Scheitern verurteilt sein muss. Für das Handeln in der Institution Universität oder Wissenschaft wird deutlich, dass dieses nicht durch einen quasinatürlichen Prozess des Alterns entpolitisiert wird oder werden muss. Inner- und außerhalb der akademischen Institutionen in komplexen sozialen Lagen müssen und können wir politische Kämpfe ausfechten – um bessere Arbeits- und Studienbedingungen wie um den Erhalt und die Rückgewinnung von Orten der Lehre von kritischen Inhalten. Es ist wichtig, dafür unter Anerkennung zum Teil unterschiedlicher Interessen mit den Studierenden und den wenigen wirklich Etablierten zusammen zu kämpfen, quer durch die wie auch immer konstruierten Generationen hindurch verlaufende (z. T. unsichtbar gewordene) politischen Konfliktlinien stark zu machen und gemeinsame Strategien zu entwickeln, an denen alle von ihren Positionen aus mitarbeiten können.

Dass dabei ein kritisch-psychoanalytischer Blick vonnöten ist, der gerade auch die institutionellen Abwehrprozesse beleuchtet, in der sich gesellschaftliche Machtverhältnisse und Konflikte und ihre Unsichtbarmachung mit den ureigenen innerpsychischen Konflikten verstricken, ist unseres Erachtens unabdingbar. Darin, »in den innersten Mechanismen des Einzelnen bestimmende gesellschaftliche Kräfte aufzudecken« (Adorno 1952, S. 27) und damit einer politischen Betrachtung dieser Verstrickungen einen Raum zu öffnen, liegt wohl auch eines der größten Potentiale der Politischen Psychologie.

Literatur:

Adorno, Theodor W. (1967): Negative Dialektik. Gesammelte Schriften 6, S. 7-412.

Adorno, Theodor W. (1952): Die revidierte Psychoanalyse. Gesammelte Schriften 8, S. 20-41.

Boltanski, Luc & Ève Chiapello (1999): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz (UVK Verlagsgesellschaft) 2006.

Brückner, Peter (1970): Provokation als organisierte Selbstfreigabe. In: Ders. (1983): Selbstbefreiung. Provokation und soziale Bewegung. Berlin (Wagenbach), S. 11–78.

Brunner Markus, Nicole Burgermeister, Jan Lohl, Marc Schwietring & Sebastian Winter (2012): »das Zerschlagene zusammenfügen« Reflexionen zum Projekt einer Geschichtsschreibung der psychoanalytischen Sozialpsychologie. Editorial. Freie Assoziation 15, Heft 3/4, S. 5-14.

Freud, Sigmund (1986): Briefe an Wilhelm Fließ. 1887-1994. Frankfurt a.M. (Fischer).

Lorenzer, Alfred (1971): Symbol, Interaktion und Praxis. In: Ders. et al. (Hg.): Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), S. 9–59.

Marx, Karl & Friedrich Engels (1846): Die deutsche Ideologie. MEW 3, S. 5-530.